

Stefan Maiwald

Die Porzellanmanufaktur
Zerbrechliche Hoffnung

Roman



Der Kampf um die Familie, ein Fall von Spionage, das Wirtschaftswunder und eine erbitterte Fehde zwischen Rivalen – die Geschichte einer Familiendynastie in der neuen Bundesrepublik.

»Manchmal bedurfte es eben eines gewissen Risikos, um etwas völlig Neues zu erschaffen.«

Selb in den 50er Jahren: Marie Thalmeyer hat es geschafft, das Sorgerecht für ihre Tochter zurückzuerlangen, doch die Freude hält nicht lange. Die Porzellanmanufaktur steht nach einem Betrug kurz vor dem Ruin und die DDR öffnet die Grenzen für das Meißner Porzellan. Die Preise sind im freien Fall.

Maries Bruder Joachim lebt währenddessen immer offener seine Homosexualität aus. Er versucht mit Hilfe der Musik, die Narben des Krieges verblassen zu lassen und wird erfolgreicher Manager der Stars. Doch auch in der Welt der Reichen und Schönen lauern Gefahren ...

Als der Erzfeind der Familie, der Papierfabrikant Karl Metsch, aus der Haft entlassen wird, flammt die Fehde erneut auf. Können Marie und Sophie Thalmeyer wieder alles zum Guten wenden?

STEFAN
MAIWALD

DIE
PORZELLAN-
MANUFAKTUR

Zerbrechliche Hoffnung

ROMAN



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2024 by Maximum Verlags GmbH
Hauptstraße 33
27299 Langwedel
www.maximum-verlag.de

1. Auflage 2024

Lektorat: Dr. Rainer Schöttle
Korrektorat: Angelika Wiedmaier
Satz/Layout: Alin Mattfeldt
Umschlaggestaltung: Alin Mattfeldt
Umschlagmotiv: © Pao Laroid / Shutterstock, foto_shabrova / Shutterstock, Creaturart Images / Shutterstock
E-Book: Mirjam Hecht

Druck: CPI books GmbH
Made in Germany
ISBN: 978-3-98679-027-1

Für Lilly und Bea

1952

1. KAPITEL

Klar zum Entern

Die Karnevalsfeier, zu der Harry Kruskopp und Sophie Thalmeyer im Februar 1952 luden, sollte niemand so schnell vergessen. Sie stand unter dem Motto »Piraten und Klabautermänner«, was ja auch perfekt zu Harrys norddeutscher Herkunft passte. Schon Tage vorher sprach der Ort von kaum etwas anderem, und einige der Frauen hatten sich beim Schneider ihrer Kleider Hilfe von Frau Helgard gesucht.

Die Männer, die an diesem regnerischen Abend in den Festsaal des Bayerischen Hofes strömten, hatten sich als Piraten zurechtgemacht, wie sie es aus den Filmen mit Douglas Fairbanks und Errol Flynn kannten: Augenklappe, Halstuch, weißes Hemd, Reitstiefel, Degen. Die Damen hatten sich – weil es ja nun mal recht wenige Piratinnen gab – in spanisch anmutende Vamps mit rotem Kleid und noch roterem Lippenstift verwandelt. Oder sie hatten sich, was besonders lasziv wirkte, einfach Männerkleidung angezogen und sich sogar einen Schnauzbart aufgemalt. Das hatte einen gewissen erotischen Effekt; einige der anwesenden Herren mussten schlucken.

Auch Marie und Joachim erschienen auf der Feier. Marie hatte sich lange geweigert und musste von ihrer kleinen Schwester überredet werden.

»Es wird Zeit, dass du dich nicht nur ums Porzellan kümmerst, sondern endlich auch um dich selbst«, hatte Sophie gesagt.

»Und eine Karnevalsfeier bedeutet, dass ich mich endlich um mich selbst kümmere?«

»Es bedeutet, dass du endlich mal Spaß hast!«

»Aber wenn doch Spaß nicht mein Ziel im Leben ist?«

Marie hatte sich sehr dezent verkleidet, mit einem feuerroten Foulard, aber sie stach dennoch heraus. Sie musste gar nicht viel dafür tun, es war ihr Gang, es war ihre hell schimmernde Haut, es war ihre ganze aristokratische Erscheinung. »Sie ist die Gouverneurs-Gattin der Karibik«, rief Armin Füllhorn, der Wirt des Bayerischen Hofes – denn auch eine solche Frau kam in den Errol-Flynn-Filmen ja häufig vor. Maries Bruder Joachim war an ihrer Seite, kam also ohne eigene Begleitung. Längst hatte er sich daran gewöhnt, dass in Selb über ihn gemunkelt wurde, aber er sagte sich: *Was soll's? Ich habe Russland überstanden, dagegen ist Ortsklatsch doch ein Klacks.*

Gisela Rappenhuth, die Frau des Dorfarztes, hatte sich einen Stoffpapagei auf ihre Schultern drapiert, was für viel Gelächter sorgte. Holzgroßhändler Müllerschön kam als Kapitän Schwarzbart, inklusive brennender Zündschnüre an seinem Bart, was eine fantastische Idee war und angesichts seiner sonst recht braven Existenz umso verblüffender wirkte. Doch die Gastgeber, die zuletzt in den Saal traten, übertrafen alle. Harry erschien als Klaus Störtebeker, inklusive einem Pappmaché-Modell seines eigenen abgeschlagenen

Kopfes unter dem Arm, während Sophie Thalmeyer den Scharfrichter Rosenfeld aus Buxtehude mimte, samt schwarzer Kapuze und Holzfälleraxt. Es gab Applaus und Hurra-Rufe.

Die Legende Störtebekers war in Oberfranken gut bekannt, viele hatten noch den Stummfilm gesehen, der 1919 in die Kinos gekommen war. Aber nach dem kalt-warmen Buffet ließ Harry es sich nicht nehmen, die dramatische Geschichte von Störtebeker und seinen Vitalienbrüdern nachzuerzählen – die Schlacht zwischen dem Piratenschiff »Toller Hund« und der Hansekogge »Bunte Kuh«, die speziell für die Jagd auf die Seeräuber ausgerüstet worden war, dem Verrat an Störtebeker, als jemand mit flüssigem Blei das Ruder blockierte, und der Hinrichtungsszene auf dem Grasbrook am Hamburger Hafen, als er sich mit zwei-undsiebzig Gefährten, darunter Gödeke Michels, in einer Reihe aufstellen musste, um geköpft zu werden. Dem Bürgermeister Kersten Miles bot er im Fall einer Begnadigung eine goldene Kette an, die einmal um die Stadttore reichen würde, doch der lehnte ab. Er rang dem Bürgermeister das Versprechen ab, alle Männer zu begnadigen, an denen er nach seiner Enthauptung vorbeigehen würde, doch als der kopflose Pirat tatsächlich die Reihen abschritt und beim elften Mann angelangt war, stellte ihm der Scharfrichter ein Bein, und der Bürgermeister brach sein Versprechen. Harry imitierte bei seiner kleinen Szene sogar die Dialekte, wenngleich die Oberfranken diese Feinheiten kaum unterscheiden konnten: das Mecklenburgische des in Wismar geborenen Störtebeker, das feine Hanseatisch der Hamburger Kaufleute und des Bürgermeisters, das grobe Hafenplatt des Henkers.

Und Harry war in seinem Element. Was er doch für eine Rampensau war! Er erzählte weiter, und alle Gäste hingen an seinen Lippen: Als Rosenfeld fertig war, lobte ihn der Bürgermeister, wie sauber er alle dreiundsiebzig Hinrichtungen durchgeführt habe. Darauf erwiderte der Henker allzu keck, dass er noch frisch genug sei, um auch den gesamten Rat zu köpfen. Daraufhin ließ ihn der Bürgermeister festsetzen und vom jüngsten Ratsmitglied enthaupten.

»Likedeeler waren die Piraten«, erklärte Harry, »und das heißt in unserem Dialekt, dass die Beute zu gleichen Teilen aufgeteilt wurde, ob Kapitän oder Smutje.«

»Kommunisten also«, rief Wirt Armin Füllhorn bierselig in den Saal, und alle lachten.

Harry lachte mit und erhob sein Glas. »Aber ausnahmsweise trinken wir auf die Roten: Ein Hoch auf Störtebeker!«, und alle stimmten ein.

Und dann begann der gemütliche Teil. Die Dorfkapelle um Volkmar Raudinger, dem im Krieg der Schienbeinknochen weggeschossen worden war, Hanno Möllendorf, der das linke Auge eingebüßt hatte, und Paukist Eberhard, der wegen eines Granatsplitters im Hirn etwas wirr im Kopf war, spielte gefällige Tanzmusik, und die Piraten und Señoritas näherten sich einander an. Noch züchtig, später immer enger bewegten sich die Paare durch den Saal, und schließlich ging es in den Boogie Woogie und die Jüngeren zeigten die wilden Tanzschritte. Joachim stürmte auf die Tanzfläche, in Begleitung der kichernden Kriegswitwe Bosch, die schon seit Jahren eine Affäre mit Metzger Habenicht hatte. Sie versuchten sich im Swing, was sie respektabel hinkamen. Alles war gut, niemand tratschte. Denn schließlich war Karneval. Die Älteren blieben am Rand stehen und

lächelten erst, dann machten sie nach und nach mit. Es war wie eine Befreiung.

Harry wies Gastwirt Füllhorn an, ordentlich Rum nachzuschenken. Die Franken mochten erfahrene Biertrinker sein, aber dieses hochprozentige Getränk, das sie nicht kannten und auch nicht einschätzen konnten, verfehlte seine Wirkung nicht. Es gab die ersten Ausfälle, Damen gerieten ins Wanken, hier und da landete eine männliche Hand dorthin, wo sie ganz sicher nicht hingehörte.

Harry organisierte unterdessen ein Trinkspiel und rief in bester Hamburger-Hafen-Manier zur Teilnahme auf.

Er zauberte zwei Würfel hervor, und angesichts des fortgeschrittenen Abends konnte es nur eine Gaudi werden: Er stellte ein Bierglas mit Schnaps in die Mitte und gab zwei Personen, die sich gegenüberstanden, die Würfel. Die Personen mussten so lange würfeln, bis die Sechs erschien, dann gaben sie den Würfel im Uhrzeigersinn an die Person nebenan weiter. Klar, dass irgendwann ein Würfel den anderen einholte – und der, bei dem sich die Würfel trafen, musste das Bierglas auf ex leeren.

Gastwirt Füllhorn traf es gleich zu Beginn des Spiels zweimal. Er tat seine Pflicht, hob die Hand, wankte nach draußen und übergab sich. Wann hatte man das je von einem Gastwirt gesehen? Müllerschön erwischte es nur einmal, Harry selbst ebenfalls, Rappenhuth war das Sechserglück hold, auch Sophie, die mitspielte, musste nie ansetzen. Und als der junge Bernd, ein stämmiger Speditionslehrling, der das zweite Glas zu leeren hatte, dies zwar schaffte, aber danach einfach umfiel, wusste selbst Harry, dass man nun wohl besser aufhören sollte.

Die Band machte eine Pause, man zog sich zu Gesprächen

und einem Bissen vom Buffet zurück. Holzgroßhändler Müllerschön hatte schon etwas Schlagseite, hielt sich aber ebenso tapfer wie Doktor Rappenhuth, der mit fettigem Essen vorgesorgt hatte und in den Trinkpausen reichlich Mineralwasser zu sich nahm. Beide hingen ermattet in den Stühlen und aßen Brote mit Aufschnitt.

»Störtebeker, das passt ja zu Harry.«

»Wie meinst du das, Doktor?«

»Na, der Name kommt von *Stürz den Becher*, weil er so viel vertragen konnte. Wussten Sie das nicht?«

Die Band spielte nun wieder Musik, und all jene, die nicht am Trinkspiel teilgenommen hatten, bevölkerten rasch die Tanzfläche, erneut bereit für sinnliche Abenteuer.

Harry geriet zum ersten Mal, seit er unter doch recht rätselhaften Umständen hier in Selb erschienen war, in ernste Schwierigkeiten. Er verlor fast den Halt, als er die Tanzfläche durchquerte und dabei ein paar Swing-Schritte imitierte; der Alkohol hatte seiner Koordinationsfähigkeit arg zugesetzt.

Und dann kam es zu einem Tumult. Wer zuerst wen herumschubste, ließ sich später nicht mehr klären. Offenbar hatte einer der Kellner, ein Sudetendeutscher, einem der Saalmädchen ein anzügliches Angebot gemacht und war möglicherweise auch aufdringlich geworden, doch das Saalmädchen war die Nichte des Paukisten Eberhard, der daraufhin einschritt und den Lüstling zurechtwies. Wegen des Granatsplitters stotterte er ein wenig, aber der Faustschlag kam ohne Verzögerung. Jedenfalls artete alles in eine zünftige Wirtshausschlägerei aus, wie man sie, versicherte der allmählich wieder zu Kräften kommende Gastwirt Armin Füllhorn, seit dem Jahr 1932 nicht mehr gesehen hatte, als seinerzeit Braunhemden eine Versammlung im Festsaal abhielten, die

von Bayreuther Kommunisten gestürmt wurde. Niemand verletzte sich, denn wie jeder wusste, haben Betrunkene – und damit praktisch alle Gäste – einen Schutzengel.

Alle waren sich einig, als sie am nächsten Morgen aufwachten, fast alle verkatert, einige sogar mit einem blauen Auge und Abschürfungen an den Knöcheln: Was für ein schönes Fest das gewesen war!

2. KAPITEL

Der Klau

Die ersten Monate des Jahres 1952 waren in Franken mild und feucht gewesen, und in den Alpen hielten sich die Schneemengen in Grenzen, nicht so wie im Jahr davor, als der »Lawinenwinter« in die Geschichte einging: Fast dreihundert Menschen verloren nach wochenlangen heftigen Schneefällen und fatalen Abgängen ihr Leben, ganze Ortschaften wurden von meterhohen Schneelawinen regelrecht plattgemacht. Im Februar 1952 fanden die Olympischen Winterspiele in Oslo statt, bei denen erstmals wieder deutsche Athleten antraten und prompt drei Goldmedaillen gewannen – im Paarlauf mit den Eheleuten Ria und Paul Falk, im Zweierbob und im Viererbob. Die Deutschen machten sich eine Regellücke zunutze und schickten ausschließlich übergewichtige Athleten (Durchschnittsgewicht: 117 Kilogramm) in die Eisbahn, was einen enormen Geschwindigkeitsvorteil verschaffte; nach Oslo sollte das Internationale Olympische Komitee eine Gewichtsbeschränkung für Bobfahrer einführen. Geschichte schrieb auch der griechische Slalomfahrer Antoin Miliordos, der achtzehnmal fiel, aber sich immer wieder aufrappelte, dann aber die Nase voll hatte,

sich schmallend ein paar Augenblicke auf die Piste setzte und die Ziellinie schließlich rückwärtsfahrend überquerte.

Der März wurde dann außergewöhnlich warm, beinahe frühsummerlich, und wer es sich leisten konnte, verbrachte die Wochenenden beim Flanieren auf den Waldwegen oder an den Seen des Fichtelgebirges. Im Vorstandsbüro der Porzellanmanufaktur Thalmeyer schwebten Staubteilchen in der trügen Luft, es roch nach vertrocknetem Gras, nach der frisch geteerten Auffahrt zur Thalmeyerschen Villa. In der eigenartigen, sicher nur provisorischen Bundeshauptstadt Bonn regierte ein greiser Kanzler namens Adenauer, die letzten Lebensmittelmarken – für Zucker – waren gerade abgeschafft, die Briten gaben Helgoland an Deutschland zurück, und Marie Thalmeyer, die am Schreibtisch saß, spürte ihre Tochter unter sich. Denn Jana spielte zu ihren Füßen mit der Puppe, die schon die Thalmeyer-Schwestern in ihrem Bettchen gehabt hatten und schlicht »Püppchen« nannten; Lina, die Haushälterin, hatte der Puppe ein fesches Dirndl genäht. Die Sache mit der richtigen Platzierung der Schleife wusste Jana noch nicht, und als Sophie, Maries jüngere Schwester, ihrer Nichte erklären wollte, dass die unschuldige Puppe die Schleife rechts für *vergeben*, links für *ledig* und zentral für *Jungfrau* tragen sollte, zischelte Marie ihr etwas Entchiedenes zu, und auch Lina schüttelte stumm den Kopf. Ja, die Thalmeyer-Schwestern waren eben unterschiedlich geraten.

Der bittere Rechtsstreit um Jana lag erst wenige Monate zurück. Das Jugendamt hatte sie Marie weggenommen, nach einem Gesetz aus der Weimarer Republik, das dem Staat gestattete, unehelich geborene Kinder unter seine Obhut zu nehmen. Das Gesetz sollte eigentlich unterprivilegierte

Kinder schützen, um sie aus prekären Verhältnissen heraus-
holen zu können, und ohnehin war es kaum mehr ange-
wandt worden, nicht einmal von den Nazis. Dass ausge-
rechnet Marie Thalmeyer um ihre Tochter kämpfen musste,
hatte sie der Familie Metsch zu verdanken, was sie nicht
wusste, aber ahnte. Glücklicherweise war ihr Alma Weinzierl
zur Seite gestanden, ausgerechnet jene Frau, wegen der Karl
Metsch nun in Haft saß. Alma Weinzierl war Bereichsleiterin
der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes«, einer
mächtigen Organisation, die 1947 gegründet wurde und der
sogar Kanzler Adenauer angehörte. Sie hatte einen Rechts-
anwalt beauftragt, und nach zwei langen, nein – endlosen
Wochen war der Albtraum vorbei gewesen.

Während Marie ihren Kopf über die Bücher der Manu-
faktur beugte, war Sophie mit der neuen Porzellankollektion
unterwegs und bereiste die Kaufhäuser in ganz Bayern. Sie
machte ihre Sache fabelhaft, und die älteren Herren gerieten
jedes Mal in Verzückung, wenn die junge Thalmeyer vor-
beikam. Eigentlich hieß sie ja seit ihrer Hochzeit Kruskopp,
aber für den Reklameeffekt hatte sie nichts dagegen, immer
noch Thalmeyer genannt zu werden. Sie war doch eine ganz
andere Erscheinung als die Vertreter für Bürsten, Staub-
sauger, Teppiche oder Hundefutter – mit Letzteren erlaubten
sich übrigens manche Großeinkäufer den diabolischen Spaß,
ihnen das Hundefutter selbst zum Verkosten vorzusetzen,
um zu prüfen, ob es wirklich von der versprochenen Qualität
war. Sophies Mann Harry, der neue Teilhaber der Porzellan-
manufaktur, hielt sich im Geschäftlichen völlig zurück und
kümmerte sich ausschließlich um seine beiden Apotheken in
Selb und Hof.

Insgesamt hatte das Jahr recht erfreulich begonnen; die

Nachfrage nach gutem Porzellan schnellte in die Höhe, das Kaolin, dieser wichtige Werkstoff, kam von ihrer eigenen Grube problemlos heran, und Marie konnte die Zinsen für die Kredite, die sie aufgenommen hatte, pünktlich bezahlen.

Die Buchführung war immer noch nicht Maries Lieblingsbeschäftigung, aber sie musste eben sein. In regelmäßigen Abständen ließ sie sich die Unterlagen von Buchhalter Walter Willemsen bringen. Normalerweise fiel es ihr leicht, die Zahlen und Kolonnen waren letztlich nichts anderes als eine Art Sprache, mit festen Regeln der Rechtschreibung und Grammatik. So hatte sie sich diese Welt erschlossen. Weil sie es nach dem Tod ihres Vaters tun musste.

Doch heute blieb sie an zwei Spalten hängen. Wieder und wieder versuchte sie, den Zahlen, die dort standen, einen Sinn zu geben, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Sie stand auf, blickte aus dem Fenster auf die Linde, deren herzförmige Blätter bereits vorzeitig die Krone schmückten. Dann ging sie ins Nebenzimmer zu ihrer Sekretärin.

»Können Sie Schöffel zu mir kommen lassen?«

Sekretärin Margot Hennemann, eine adrette, unscheinbare Person, nickte und hob den Telefonhörer ab, um unten in der Brennerei anzurufen.

* * *

Marie Thalmeyer zeigte Brennmeister Hans Schöffel, dem treuen Begleiter der Schwestern, die eigenartigen Zahlen aus der Buchhaltung der Manufaktur, als da waren:

Reparatur Fuhrpark, außerplanmäßig: 250 Mark.

Sonderposten Reinigung Brennofen: 310 Mark.

Ausgabe Reklame sonstige: 173 Mark.

Sport Unterstützung SV Selb: 94 Mark.

»Und das ist nur aus dem letzten Monat«, wunderte sich Marie. Schöffel runzelte die Stirn und beugte sich noch ein wenig tiefer über die Zahlen, die von der Buchhaltung, also von Walter Willemsen, auf liniertem Papier in gleichmäßiger, aber sehr kleiner Schrift niedergeschrieben waren.

»Was die Reklame angeht, spreche ich mit Sophie«, sagte Marie. »Die Unterstützung des SV Selb kann nur ein Fehler sein, ich hatte fünfzig Mark zugesagt. Aber was hat es mit der Reparatur auf sich, und was mit der Reinigung?«

Hans Schöffel stützte sich auf seine kräftigen Unterarme, die Muskeln zuckten. Seine Nase berührte beinahe die Seiten, denn er war kurzsichtig, ohne es sich eingestehen zu wollen. Er ahnte, was hinter diesen rätselhaften Zahlen steckte. Dann richtete er sich auf und atmete tief ein und aus.

»Lassen Sie es mich bis morgen rausfinden, Frau Thalmeyer.«

3. KAPITEL

Die Bar

Die Musik der Jazzband aus Fürth stoppte, und Joachim Thalmeyer stellte das schmale Glas ab, in dem der Sekt schon warm war. Applaus schwappte durch den Zigarettenrauch, der so dicht im Saal stand, dass den meisten Besuchern die Augen tränkten. Der Applaus war nichts Enthusiastisches, aber immerhin. Hier war das Publikum anspruchsvoll und scheute sich auch nicht zu pfeifen, wenn seine Erwartungen nicht erfüllt wurden. Niemand von den Jugendlichen wollte Dixieland oder Swing hören, sie verlangten Latin Jazz und vor allem den schnellen Bebop, zu dem sie tanzen konnten, statt höflich auf ihren Plätzen sitzen zu müssen. »Je *entarteter*, desto besser«, scherzte der Clubbesitzer – ein recht später Mittelfinger gegen die Kunstauffassung der Nazis. Denn dieser Clubbesitzer, etwa so alt wie das Jahrhundert, dessen Bierbauch trotz Entbehrungen sowohl Krieg als auch Nachkriegszeit wohligh überstanden hatte, hatte mit ebenso großer Überzeugung die letzten Liederabende mit guter deutscher Musik bis ins Frühjahr 1945 zu arrangieren gewusst.

Neben Joachim am Tisch auf der Empore saß Bernhard, sein Jugendfreund, der inzwischen mehr als ein Kumpel

war. Die beiden musizierten gemeinsam, spielten einander die neuesten Platten vor und hielten dort, wo sie es durften, Händchen. Ein Paar waren sie offiziell nicht, das war noch viel zu gefährlich im Jahr 1952, und das, so befürchtete Joachim, würde sich wohl nie ändern.

Im Nürnberger Jazzclub in der ehemaligen Gaststätte Augsburger Hof traten örtlich bekannte Bands auf, und manchmal spielte auch Joachim auf dem Klavier. Weil er so viel über die neue Musik wusste, kamen die Leute zu ihm und fragten ihn um Rat; im Club war er eine echte Autorität. Zumal er es verlässlich schaffte, den Club voll zu bekommen, wenn auswärtige Bands auftraten; diese Sache mit der Reklame verstand er einfach. Auch wenn er lieber als Musiker berühmt geworden wäre, erkannte er immer mehr: Vielleicht lag seine Begabung ganz woanders. Das Separee auf der Empore jedenfalls war Joachims Stammplatz geworden, auf den sich niemand anderer zu setzen wagte. Es schien, als kämen jeden Abend mehr Menschen zu ihm, grüßten ihn, wollten seine Nähe. Das schmeichelte ihm sehr. So musste er an die Schrecken des Kriegs an der Ostfront nicht mehr alle zehn Sekunden denken, sondern nur noch alle zwei oder drei Minuten.

Seit ein paar Wochen moderierte Joachim zudem jeden Freitag eine Radiosendung im wiederaufgebauten Funkhaus zu Nürnberg. Noch durften die Deutschen keine Mittelwellensendungen ausstrahlen, also sendete man auf UKW. Die Reichweite war geringer, aber dafür war das Signal besser, was all jenen zugute kam, die keine Reden oder Verlautbarungen mehr hören wollten, sondern Musik. Die Sendung hieß *Heiße Scheibe*, und die Betreiber konnten Joachim nicht bezahlen, aber er bekam früher als alle anderen

Zugriff auf Plattenveröffentlichungen, sogar aus erster Pressung, und auch die großen Musikhäuser aus Übersee belieferten gern deutsche Radiostationen, wussten sie doch um die lukrativen Käufe im Land der blühenden Konjunktur, das zudem großen Nachholbedarf hatte. Joachim machte seine Sache gut, legte die Platten auf, erzählte mit angenehm voller Radiostimme ein paar Sätze zu der Sängerin oder dem Sänger. Die Vorkriegstechnik setzte öfter mal aus, aber nie so oft, dass die Hörer am Regler herumfummelten und einen anderen Sender suchten.

Nun trat eine Sängerin auf die kleine Bühne des Clubs. Der Clubbesitzer hatte Joachim davon erzählt, aber nicht sehr euphorisch geklungen. Sie war bildhübsch, mit großen runden Augen und einer knabenhaften Figur, und sie trug ihr dunkles Haar ganz kurz. Sie wirkte exotisch, aber nicht fremd, sondern anziehend. Wie eigenartig! Joachim beugte sich vor, das Publikum johlte. Mit gesenktem Blick und schüchtern – oder war das nur gespielt? – nestelte sie am Ständer, bis sie das Mikrofon befreit hatte. Sie ging, immer noch mit gesenktem Blick, ganz vorn zur Bühne. Noch einen Schritt weiter, und sie wäre auf die Tische der ersten Reihe gefallen.

Dann begann sie zu singen. Nur ein Klavierspieler begleitete sie. Sie sang erst italienische, dann französische Lieder. Ihre Stimme war betörend und weich und fest und durchdringend zugleich. Die Lieder hatten überhaupt nichts mit Jazz zu tun, aber auch nicht mit den deutschen Schlägern, die gerade so in Mode waren – *Pack die Badehose ein* der siebenjährigen Sängerin Conny Froboess war derzeit auf Platz eins der deutschen Hitparade.

Die Dame, die mit ihren schönen großen Augen kaum

einmal aufblickte, sang also auf Italienisch und auf Französisch, beide schienen ihre Muttersprachen zu sein. Es waren süße Melodien, angenehm, zwar ohne den Kick, den alle Anwesenden im Jazz suchten, doch das Publikum verstand gut, dass hier etwas Besonderes vor sich ging. Niemand tanzte, alle blieben auf ihren Sitzen und blickten auf diese junge Dame. Es war wie eine Hypnose.

Nach sechs Liedern verabschiedete sie sich mit einem hilflosen Winken. Doch das Publikum, das bislang saß, stand auf und gab Applaus, der nicht enden wollte.

»Was war das denn?«, fragte Bernhard. Es klang ein bisschen spöttisch, aber auch ein bisschen fassungslos.

»Lass uns mal sofort was machen«, erwiderte Joachim. Joachim Thalmeyer hatte seinen ersten Star gesehen.

4. KAPITEL

Stalingrad

Viele Soldaten sollten später behaupten, sie hätten in der letzten Maschine gegessen, die aus dem mörderischen Kessel von Stalingrad gen Westen gestartet sei. Doch bei Hans Schöffel war es tatsächlich so. Nur, dass er nie darüber sprechen würde, wie es ihm gelungen war, die Ju 52 zu besteigen.

Der Brennmeister der Thalmeyerschen Porzellanmanufaktur war im Juli 1941 eingezogen und sogleich an die Ostfront geschickt worden. Ein Antrag, ihn als Angehörigen eines kriegswichtigen Berufs vom Kriegsdienst zurückzustellen – die Manufaktur hatte bereits begonnen, Isolatoren herzustellen –, wurde abgelehnt. Möglicherweise hatte das mit der sozialdemokratischen Vergangenheit des Brennmeisters zu tun, die im Wehramt in einer Aktennotiz vermerkt war.

Er kam zur Sechsten Armee, XI. Korps, Infanterie, das kurz zuvor von der Westfront abgezogen worden war, schon hundert Kilometer tief in Russland stand und bis zu den Ölfeldern im Kaukasus vordringen sollte.

Es ging munter und ohne größeren Widerstand voran, der Sommer war heiß, die Luft schwirrte vor lauter Mücken, an

manchen Nachmittagen verdunkelten die Biester die Sonne. Über ihren Köpfen flogen die He-111-Bomber und Stukas hinweg.

Ein paar *Nähmaschinen* kreisten in der Ferne, alte russische Doppeldecker, aber sie richteten keinen großen Schaden an und verschwanden bald ganz. Der Lärm der Front, ein stetes Donnerngrollen, war weit weg. Schöffel ließ sich einen Bart wachsen, weil das alle machten. »Weihnachten sind wir wieder zu Hause«, sagte ein Kamerad. Schöffel war skeptisch. Das hatten, wusste er, die Soldaten im Ersten Weltkrieg auch geglaubt. Aber sie hatten damals ja keine Luftwaffe gehabt, die ihnen offenbar die größte Arbeit abnahm. Und es war ja auch eine Pracht, wie die Tiefflieger über ihre Köpfe hinwegfegten! Ja, vielleicht war das alles tatsächlich bald vorbei, und er wäre bald schon wieder in Selb, vielleicht mit einem Orden.

Dann wurden die Zeiten rauer, der erste Winter setzte ein, die Offensive der Wehrmacht kam zum Stehen. In requirierten Quartieren rund um Charkow machte man es sich gemütlich, während der Schnee sich meterhoch türmte. Schöffel teilte einen Dachboden der Kate eines Gutshofs mit sechs Kameraden. Für einen Krieg, dachte er, ging es eigentlich, trotz der Mäuse, die nachts zwischen ihnen hin- und herhuschten. Kamerad Unold hatte eine junge Fichte gehackt und mit aus Dosenblech ausgeschnittenen Sternen zum Weihnachtsbaum geschmückt. Vor Moskau wurde noch erbittert gekämpft, die Wehrmacht könne schon, so hieß es, die Zwiebeltürme des Roten Platzes sehen. Na, der Stalin würde sicher ein heißes Weihnachten erleben, die Dicken Berthas standen bestimmt schon in Position, um ihm ein hübsches Feuerchen zu entfachen!

Dann hieß es plötzlich, der Russe hätte zum Gegenschlag ausgeholt, mit ganz frischen sibirischen Einheiten. Die Wehrmacht – ja war das denn möglich? – war sogar zurückgeworfen worden!

Hier unten im Süden war jedenfalls alles ruhig. Aber Hans Schöffel resümierte: Weihnachten war man nicht zu Hause.

Im neuen Jahr rückte das Grollen und Brummen der Front immer näher, nun ging es überhaupt nicht mehr flott voran. Der Frühling war verregnet, im Sommer wurden sie von Jak-Tieffliegern angegriffen, von der Luftwaffe war kaum noch etwas zu sehen. »Überdehnte Linien«, erklärte der Oberleutnant auf der Latrine, als würde die Militärsprache alles besser machen. »Unsere Flughäfen sind zu weit von der Front entfernt.« Die Verluste stiegen. Der Herbst war warm und regenreich, die schweren Wagen kamen weder vor noch zurück. Mitte November fielen die Temperaturen ganz plötzlich, und der schneelose Frost verwandelte die verschlammten Wege zu buckligem, eisenharten Asphalt. Die Fahrzeuge kamen besser voran, aber das galt auch für die Rote Armee. Und dann passierte das Unerwartete: Der Russe war ihnen in den Rücken gefallen!

Und das war noch nicht alles: Aus dem OKW kam der Befehl, sich nach *Osten* zurückzuziehen, in Richtung Stalin-grad. Sie sollten sich freiwillig in einen Kessel begeben!

Ein Irrsinn, fanden auch die Generäle.

Die Sechste Armee wird aus der Luft versorgt, versprach Göring.

In Gewaltmärschen rückten sie auf die Stadt an der Wolga zu, in der sich der Russe eingeklinkt hatte und auf sie wartete. Es begann ein Kampf um jedes Haus, jeden Graben, jedes Kellerloch.

Und dann geraten sie in die Reichweite der Artillerie, das Unwetter bricht los. Urplötzlich steht da ein Wald von Flammen auf der Erde, Splitterhagel prasselt pfeifend auf sie ein, beißender Qualm wälzt sich über die eisige Fläche. Wände von Erdfontänen schießen empor, rücken immer näher heran. Die deutschen Divisionen schmelzen dahin, werden zerfetzt, erfrieren oder verhungern.

Oberst Wartberg schnappt sich Schöffel, er braucht einen Fahrer, Schöffels technische Expertise hat sich herumgesprochen. Wartberg, das Schwein, das bei Barbukin die Höhe 124,5 fünfmal am Tag nehmen ließ und ebenso oft aufgeben musste. Vierzig Prozent Verluste hat die Kampfgruppe allein auf diesem Hügel erlitten.

Wartberg trägt den Arm in der Schlinge, eine Splitterwunde.

»Wohin fahren wir?«

»Zum Flugplatz Stalingraskij.«

Es ist der letzte Flugplatz, der der Sechsten Arme nach dem Fall von Ptomnik und Gumrak noch zur Verfügung steht. An einem Bunker kurz vor der Rollbahn hängt das Schild »Flugleitung«. So muss die Hölle aussehen: Vor dem Bunker drängen sich Verwundete und Verzweifelte, schreien und jammern und fluchen. Jeglicher Anstand, jegliche Menschlichkeit ist aus ihren Gesichtern gewichen, es geht ums nackte Überleben. Überall blutige Verbände, notdürftige Krücken, jede Menge Tragen, auf denen in der bitteren Kälte stöhnende Sterbende liegen. Oberst Wartberg bahnt sich mit Schöffels Hilfe einen Weg, winkt mit dem Wundzettel, jenem Karton mit dem roten Rand und dem Bändchen, das zum Ausfliegen berechtigt. Für einen Augenblick verstummt die Menge angesichts des Rangs des Obersts –

ein allerletzter Überrest militärischen Drills. Doch dann regt sich Unmut, wird schnell zur Wut, zur Raserei: »Die hohen Tiere haben's uns doch erst eingebrockt«, ruft einer, dessen Gesicht fast komplett verbunden ist. »Und jetzt will sich das Schwein schön ausfliegen lassen«, brüllt ein anderer mit sich überschlagender Stimme. Es wird geschubst und gestoßen, der Oberst stürzt zu Boden.

Und plötzlich hält Schöffel den Wundzettel in der Hand.

Jemand reißt ihn mit sich. »Los, los!« Sie rennen über das Rollfeld zur Ju mit den laufenden Motoren, vorbei an den beiden bewaffneten Offizieren, die noch für einen allerletzten Rest von Ordnung gesorgt haben, nun aber ihre Pistolen entsichern und auf die Menge zulaufen, um ihrem Offizierskameraden zu helfen. Schöffel springt in den Gepäckraum der Ju. Dort liegen die Verwundeten und halb Erfrorenen übereinander gestapelt, der Gestank ist kaum zu ertragen. Und doch: Er ist beinahe in Sicherheit, der Hölle fast entkommen. Die Ju hebt dröhnend ab, völlig überladen, doch allmählich klettert sie in die Höhe und dreht eine Kurve gen Westen. Aus dem Fenster sieht Schöffel, der am ganzen Körper zittert, wie die zweite Ju 52 startet, doch sie kann keine Höhe gewinnen; die linke Tragfläche streift die Piste, das Fahrgestell knickt ein, der Rumpf bohrt sich in den Schnee. Bruchlandung. Aus!

* * *

Niemand sollte ihn je fragen, wie er an Bord gekommen war. Bei der Landung in Isjum half er beim Ausladen der Verwundeten, und angesichts der Knappheit war er schnell wieder Soldat. Der Krieg sollte ihn bald wieder haben, aber

nach den Erlebnissen von Stalingrad verfiel er in eine völlige Apathie, die ihn auch im schlimmsten Granatfeuer an der Front und im Hunger nach dem Krieg beinahe gelassen wirken ließ.

Die Schuld, ganz unberechtigt und unverdient dem sicheren Tod entkommen zu sein, lastete tonnenschwer auf ihm. Es war ein bedrückendes Erbe, das ihn nie mehr loslassen würde. Nach dem Krieg achtete er bei Spaziergängen darauf, kein Insekt zu zertreten, und selbst Mücken fing er in der Nacht mit einem Glas ein und ließ sie aus dem Fenster. Auch gegenüber seinen Mitmenschen empfand er so: Nie wieder wollte er einem anderen Wesen Leid antun.

Und deswegen stand er jetzt vor einem Dilemma.

Denn wie er es auch betrachtete: Die Abrechnungen stimmten nicht, das sagten die Papiere, in denen er alles kontrolliert hatte, ganz eindeutig aus. Und das konnte nur die Schuld eines einzigen Menschen sein: Willemsen, der sich ganz offenbar munter bedient hatte. Was tun? Schöffel musste einen Entschluss fassen.

Schließlich erhob er sich, ging von seinem Verschlagnicht weit von den Brennöfen in den ersten Stock und klopfte an Maries Bürotür.

Marie wusste sofort, dass da etwas nicht stimmte, denn Schöffels Gesicht war lang und sorgenvoll, ein seltener Anblick. Er hielt einen Stoß Papiere in beiden Händen und weit vor seinem Körper, als wären sie giftgetränkt.

5. KAPITEL

Die Entlassung

Manchmal träumte sich Marie zurück in die Vergangenheit. Es waren nicht immer angenehme Träume, aber die Vergangenheit hatte den Vorteil, dass sie immer ein gutes Ende offerierte, denn schließlich war man ja hier, gesund und munter.

Doch nun hatte sie die Realität hart erwischt. Vor ihr lag das Bilanzbuch, aufgeschlagen. Im Büro staute sich die viel zu heiße Frühlingsluft, von der tief stehenden Sonne zusätzlich aufgeheizt; sogar auf Brennmeister Schöffels Oberlippe bildeten sich Schweißperlen. Schöffel stand neben dem Schreibtisch, auch Fräulein Hennemanns fesche Kurzhaarfrisur klebte am Nacken. Sie saß auf einem der Besucherstühle, mit gezücktem Stenoblock. Joachim, Sophie und Harry standen neben Maries Schreibtisch, als Willemsen erschien. Alle vier Gesellschafter waren vor ihm versammelt.

Er hielt das Kinn emporgereckt und schien sich seiner Sache sicher. Marie wies ihm einen Platz am Schreibtisch zu und sah ihn lange an. Willemsen hielt dem Blick zunächst stand.

»Sie wissen, warum Sie hier sind?«, fragte Marie.

»Nein.«

»Nein?«

»Nein.« Willemsen sah etwas ratlos erst zu den dreien auf, dann zu Fräulein Hennemann, die das Gespräch fleißig mitstenoграфierte.

»Es geht um die Finanzen der Manufaktur.«

»Mit denen doch alles in Ordnung ist.«

Marie zog ein paar Blätter unter dem Bilanzbuch hervor und reichte eines davon Willemsen. Auch die drei Gesellschafter und Schöffel bekamen je ein Blatt.

Willemsen ließ das Papier sinken. Auf diesem Papier waren alle Entnahmen aufgelistet, die sich der Buchhalter gegönnt hatte – unter allerlei Fantasieangaben, die Schöffel und Marie nachgeprüft und widerlegt hatten.

»Fast zehntausend Mark in den letzten beiden Jahren.« Maries Stimme war kalt und leise. »Wo ist das Geld?«

Nur das Kritzeln des Stifts auf dem Stenoblock war zu hören. Doch auch dieses Geräusch verstummte bald. Es schien, als wartete die ganze Welt auf Willemsens Antwort.

Willemsen sammelte sich. »Das sind nur kurzfristige Entnahmen, völlig üblich.«

»Was soll das heißen, völlig üblich?«, rief Sophie nun empört.

»Ihr Vater hat mir immer vertraut.« Willemsen hielt sich an Marie, sackte aber zusehends zusammen.

»Wir haben Ihnen auch vertraut. Wo ist das Geld?«

»Nun, äh, ich hatte in der letzten Zeit ein wenig Pech, aber ...«

»Fußballwetten, richtig?« Harry hatte es mit seinen Kontakten rasch herausgefunden.

»Ja, die Zeiten werden auch wieder besser, am Ende gleicht sich doch alles ...«

»Sie werden sich schriftlich dazu verpflichten, das Geld in den nächsten zwölf Monaten zurückzuzahlen, und wir verzichten auf eine Anzeige«, erklärte Marie.

»Ich werde mein Möglichstes tun.« Willemssen bekam Oberwasser, vielleicht würde alles ja doch noch einigermaßen glimpflich ablaufen.

»Und wir vier sind uns einig, dass wir Sie entlassen müssen.« Es brodelte in Marie, doch sie blieb kühl und sachlich. Sophie, die vor Wut zitterte, konnte ihre große Schwester nur bewundern.

Ein Ruck erfasste Willemsens Körper, er saß nun ganz senkrecht vor Marie, sein Gesicht verzerrte sich.

»Das können Sie nicht tun«, flüsterte er leise. Dann, lauter: »Das können Sie nicht tun!«

»Danken Sie uns, dass wir nicht die Polizei rufen!« Joachim hatte für den Rest seines Lebens genug von allen kriminellen Schlawinern und Vorteilssuchern.

Nun sprang Willemssen auf und haute auf den Tisch. Die Geste missglückte ihm gründlich, die Faust rutschte von einem Stapel Papier ab, und das machte ihn nur noch wütender.

»Ohne mich würde es diese Manufaktur schon längst nicht mehr geben!«, schrie er. »Ich habe diese Manufaktur mit Ihrem Vater durch den Weltkrieg gebracht! Das Geld stand mir zu! Es war genauso gut meines wie eures!«

»Sie überschätzen sich maßlos«, sagte Harry, legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte auf einen neuralgischen Punkt unterhalb des Schlüsselbeins. Willemssen fiel in den Sitz zurück.

»Haben wir uns wieder im Griff?«, flüsterte er Willemsen ins Ohr. Der stöhnte vor Schmerz und nickte.

»Bringen wir es hinter uns«, sagte Marie. »Hier ist die Vereinbarung mit der Verpflichtung zur Rückzahlung des Geldes. Seien Sie doch so freundlich und unterschreiben Sie hier und auch hier.«

Willemsen knurrte und unterschrieb.

Marie holte ein weiteres Papier hervor. »Und hier ist Ihre Entlassung. Begründung: *betriebsbedingt*. Das ist unser Entgegenkommen. Somit bekommen Sie Geld von der Arbeitslosenversicherung.«

»Ihr Entgegenkommen kann mich mal. Sie werden ...«

Harry trat einen entschlossenen Schritt auf Willemsen zu, der sofort verstummte.

»Die Kündigung gilt ab sofort«, teilte Marie ihrem langjährigen Buchhalter mit. »Ihr Büro ist abgeschlossen, Jacke und Aktentasche liegen unten am Eingang.«

»Das wird Folgen haben! Schwere Konsequenzen!« Sein Schimpfen war noch zu hören, bis er die Eingangstür zur Manufaktur mit voller Wucht zuschlug.

Nur Fräulein Hennemann blickte ihm sehnsuchtsvoll nach, doch das sah Willemsen nicht mehr.

»Wir konnten nicht anders«, sagte Marie zu den anderen. Aber sie sagte es vor allem zu sich selbst.